

Kritik an der Gewaltforschung

Lothar Mikos

In der jüngsten Zeit mehren sich vor allem im amerikanischen Raum die Bücher, die sich kritisch mit der Forschung zu den Wirkungen von Mediengewalt befassen. Im Folgenden werden die wesentlichsten Kritikpunkte dargestellt, die sich mit der Art der Forschung, ihren meist zweifelhaften Ergebnissen und ihrer Einbindung in politische und kulturelle Zusammenhänge befassen.

In der Öffentlichkeit werden vor allem Studien zur Kenntnis genommen, die in irgendeiner Form den Nachweis zu erbringen versuchen, dass Gewaltdarstellungen in den Medien einen schädigenden Einfluss auf Kinder und Jugendliche haben. In der jüngeren Zeit sind vor allem in den Vereinigten Staaten einige Bücher erschienen, die sich zunehmend kritisch mit der bisherigen Forschung zu den Wirkungen von Mediengewalt befassen. Kritiker dieser Art von Forschung haben es jedoch erheblich schwerer, öffentlich wahrgenommen zu werden.

„Symbolische Forschung“ und „symbolische Politik“

Zunächst einmal muss festgehalten werden, dass keiner dieser Autoren einen Einfluss von medialen Gewaltdarstellungen auf die Zuschauer generell verneint. Sie betrachten ihn nur erheblich differenzierter, als es die vor allem (sozial-)psychologisch orientierte Forschung sieht, die hauptsächlich von einer Kausalität – wenn auch mittlerweile keiner einfachen mehr, sondern einer komplexen – ausgeht. Hier setzen die Kritiker an, indem sie daran erinnern, dass Korrelationen zwischen Mediengewalt und gewalttätigem Verhalten an sich noch keinen kausalen Zusammenhang begründen. Für Grimes u. a. (2008) sowie Sternheimer (2003) stellt der Großteil der Gewalt-

forschung einen Akt „symbolischer Forschung“ dar, der im Kontext von „symbolischer Politik“ gesehen werden muss. Diese Art der Forschung betreibt „Selbst-Authentifizierung“ und „Selbst-Legitimation“ (Grimes u. a. 2008, S. 135). Sie befördert den Mythos der Mediengewalt (Trend 2007). Die vermeintlichen Opfer der Mediengewalt kommen nicht aus dem sozialen Milieu der Forscher, der weißen Mittelklasse, sondern sind Kinder und Jugendliche, die noch nicht in dieses Milieu hineingewachsen sind, oder Migranten, die nicht diesem Milieu angehören. Die Opfer von Mediengewalt repräsentieren gewissermaßen „die anderen“ (The Others). Als die „anderen“ in diesem Sinn gelten alle Menschen, die einer Klasse, einem Milieu angehören, dem ich nicht angehöre, und die eine niedrigere soziale Stellung (ökonomisch, kulturell, auf Bildung bezogen) haben als ich selbst. Deshalb muss ich mir Sorgen um diese Leute machen, weil sie für mediale Gewaltdarstellungen anfällig sind (Grimes u. a. 2008, S. 50): „Diese Umstände konstituieren das Medienproblem, und die Wissenschaft ist aufgerufen, die Lösung zu liefern, die in der Kontrolle der Wirkungen gefunden wird. Auf diese Weise wird symbolische Politik zu symbolischer Wissenschaft“ (ebd.; H. i. O.). Sternheimer (2003) sieht dahinter kulturelle Ängste der weißen Mittelklasse, die den Glauben daran befördern, dass Medien ernsthafte, negati-

ve Wirkungen insbesondere auf Kinder haben. Es sind vor allem die Ängste vor einer unsicheren Zukunft. Diese Ängste werden ihrer Ansicht nach auf die Kinder übertragen, die die Zukunft symbolisieren, und auf die Medien, die die gegenwärtige Gesellschaft symbolisieren. Menschen, die mit realen sozialen Problemen (und nicht nur mit Ängsten) konfrontiert sind, sind der Auffassung, dass Medien keinen signifikanten Einfluss auf ihr Leben haben. Die Forschung zur Wirkung von Mediengewalt erscheint aus diesem Blickwinkel lediglich als ein Versuch, mit den Ängsten der weißen Mittelschicht umzugehen.

Differenzierung von Aggression und Gewalt

Ein weiterer Kritikpunkt richtet sich auf die mangelnde Differenzierung von Aggression und gewalttätigem Verhalten. Das führt u. a. zu Problemen bei der Messung von Wirkungen. „Die meisten Studien haben einige Korrelationen zwischen dem Anschauen von Gewalt und Aggression gefunden, aber nur sehr wenige in Bezug auf gewalttätiges Verhalten“ (Grimes u. a. 2008, S. 133). Dabei erscheint gerade der Zusammenhang von medialen Gewaltdarstellungen und Aggression bedeutsam. Denn Aggression ist ein wesentliches Element menschlicher Lebensäußerungen und Eigenschaften. Kirsh

(2006) versucht in seiner kritischen Bestandsaufnahme der Forschungen zu den Wirkungen von Mediengewalt, den Aspekt des Zusammenhangs von Entwicklungspsychologie und Aggression einzubringen. Er stellt z. B. fest: „Heranwachsende konsumieren die größte Menge gewalthaltiger Unterhaltung während der frühen Adoleszenz, in der Entwicklungsphase, in der sie dazu tendieren, am aggressivsten zu sein“ (ebd., S. 91). Auch wenn Kirsh befindet, dass der Grund dafür noch unklar ist, deutet doch vieles darauf hin, dass ein Bedürf-

»Die Gründe für die Nutzung von medialen Gewaltdarstellungen sind vielfältig. Sie lassen sich nicht durch simple, kausale Wirkungsbeziehungen erklären.«

nis nach Aggression in einem bestimmten Entwicklungsstadium zu einem vermehrten Konsum von medialer Gewalt führt – und nicht umgekehrt. Doch auch wenn viele Studien einen Zusammenhang zwischen Mediengewalt und Aggression konstatieren, ist noch unklar, worin dieser Zusammenhang besteht – und: Aggression führt dadurch noch nicht automatisch zu gewalttätigem Verhalten: „Niemand weiß bisher genau, was gewalttätiges Verhalten auslöst“ (Grimes u. a. 2008, S. 134). Vor einigen Jahren hat bereits der evangelische Pfarrer Thomas Hartmann darauf hingewiesen, dass Aggression ein wesentliches Merkmal menschlichen Verhaltens ist. Er plädierte für „eine elementare Unterscheidung [...] zwischen verbotener, zerstörerischer Aggression und zulässiger, spielerischer Gewalt“ (Hartmann 2007, S. 235) und sah die Lösung in einer „konstruktiven Gewalterziehung“, um „ein positives Verhältnis zu Aggression und Gewalt zu entwickeln. Aggression und Gewalt sind akzeptiert, aber nur – aber das dann wirklich! – als spielerische und im Rahmen von Regeln kontrollierte Lebensäußerungen junger wie übrigens auch erwachsener Menschen“ (ebd., S. 238). Das erscheint notwendig, um aggressive Impulse konstruktiv ausleben zu können.

Unterschiede im Konsum von Mediengewalt

Einig sind sich die Kritiker der Gewaltforschung auch darin, dass mediale Gewalt so gut wie keine Auswirkungen auf „normale“ Menschen hat, wohl aber auf Menschen, die verhaltensauffällig sind (Grimes u. a. 2008; Kirsh 2006). Daher gehe es viel weniger darum, Inhalte zu kontrollieren. Die Frage sei nicht, welcher Inhalt zu welchem Ergebnis führe, sondern wie und warum Menschen Gewaltdarstellungen in den Me-

dien nutzen (Grimes u. a. 2008, S. 193). Denn die Publikumsforschung in den letzten Jahren hat gezeigt, dass die Zuschauer in der Rezeption erheblich aktiver sind, als es die Wirkungsforschung nahelegt (Boyle 2005, S. 54). Die Forschung sollte sich daher nach Auffassung dieser kritischen Autoren mehr in die Richtung bewegen, differenziert zu untersuchen, wie verschiedene Zuschauergruppen Mediengewalt konsumieren, welche Bedeutungen sie Gewaltdarstellungen beimessen und welche Bedürfnisse zur Nutzung von Mediengewalt führen. Dann kann man z. B. auch vorurteilsfrei festhalten: „Jugendliche konsumieren gewalthaltige Unterhaltung zur Geselligkeit, um zu entspannen, um Zeit zu verbringen, um etwas zu lernen und um für kurze Zeit aus der Realität zu entfliehen. Manche Jugendliche konsumieren aus Gewohnheit, andere, um Aufregung zu erleben. Außerdem konsumieren Jugendliche Mediengewalt, um Aggression stellvertretend zu erleben, um sich Autoritäten zu widersetzen, um ihre Stimmung zu verändern, um ihren sozialen Status zu steigern und um soziale und individuelle Identitäten zu etablieren“ (Kirsh 2006, S. 91). Die Gründe für die Nutzung von medialen Gewaltdarstellungen sind vielfältig. Sie lassen sich nicht durch simple, kausale Wirkungsbeziehungen erklären.

Kulturelle Wurzeln der Gewalt

Überhaupt kann es nach Ansicht der Kritiker der Gewaltforschung nicht darum gehen, Gewaltdarstellungen aus den Medien zu verbannen. Denn in der Geschichte der Menschheit waren sie schon immer präsent und sind Teil der menschlichen Kultur. Dazu muss man nicht so weit gehen wie Abel (2007), der findet, dass „Gewaltbilder das Lebensblut des Fernsehens und der Filmgeschichte sind“ und „die Literatur- und Kunstgeschichte generell ohne sie undenkbar wären“ (ebd., S. 1). Doch kann man es als Teil des Problems sehen, „dass gewalthaltige Darstellungen sehr tief in unserer Kultur verwurzelt sind“ (Trend 2007, S. 3). Selbst in der Bibel und im Koran werden Gewaltepisoden benutzt, „um moralische Lektionen zu dramatisieren und den Menschen beizubringen, dass sie aufeinander achten sollen“ (ebd.). Die dramat(urg)ische Verwendung von Gewalt in den Medien ist also so alt wie die Geschichte der Menschheit. Sie geht u. a. davon aus, dass mit ihr bestimmte Wirkungen zu erzielen sind – allerdings solche, die dem Zusammenleben der Menschen dienlich und förderlich sind, und nicht, um die Nutzer dieser Darstellungen gewalttätig zu machen. Allerdings, und darauf hat die jüngere Publikumsforschung immer wieder hingewiesen, sind die Menschen im Umgang mit Medieninhalten, und damit auch Gewaltdarstellungen, erheblich aktiver und kreativer, als es von Wirkungsforschern angenommen wird.

Abel (2007) geht es darum, sich von der Vorstellung zu verabschieden, dass mediale Gewaltdarstellungen etwas repräsentieren. Seiner Auffassung nach führt das nur zu Urteilen und Verurteilungen. Er setzt sich von dieser Sichtweise ab, indem es ihm nicht darum geht, herauszufinden, was Gewaltdarstellungen bedeuten und wie sie zu beurteilen sind, sondern wie sie unsere Fähigkeit konfigurieren, auf sie zu antworten und mit ihnen etwas anzufangen. Es geht ihm um eine Ethik der Bilder, die aber sehr abstrakt und unbestimmt bleibt. Auch wenn dieser Ansatz bedenkenswert erscheint, bleibt es doch recht schwierig, Abstand von der Vorstellung zu nehmen, dass mediale Gewalt auch etwas darstellt – und damit auch auf eine Realität außerhalb der Film- und Fernsehbilder verweist.

Wie sehr Gewaltdarstellungen in der Kultur und der Gesellschaft, in der sie produziert

und genutzt werden, verwurzelt sind, zeigt die Studie von Egan (2007), die sich mit der Zensur- und Jugendschutzdebatte in Großbritannien zu Beginn der 1980er-Jahre am Beispiel der sogenannten „Video Nasties“, der damals beliebten Horrorvideos, befasst. Sie kann zeigen, dass gerade das Verbot von Videos dazu geführt hat, dass neue Vertriebswege und neue Nischenmärkte entstanden. Zudem wurden zahlreiche der damals inkriminierten Videos inzwischen auf DVD veröffentlicht und genießen den Status von Kultfilmen, die eine spezifische

und kultureller Perspektiven beraubt, und treiben eine lebensfremde soziale Agenda von einem Klassenstandpunkt aus voran“ (ebd.). Ein vernichtendes Urteil.

Die Autoren plädieren auf der Basis der Annahme, dass gesetzgeberische Maßnahmen in der fragmentierten Massenkommunikation ineffektiv sind (ebd., S. 230), dafür, den Fokus von der Kontrolle der Inhalte auf diejenigen zu lenken, die einen problematischen Umgang mit Mediengewalt pflegen, auf die verhaltensauffälligen Zuschauer – und damit sind nicht

»Die Autoren plädieren dafür, den Fokus von der Kontrolle der Inhalte auf diejenigen zu lenken, die einen problematischen Umgang mit Mediengewalt pflegen, auf die verhaltensauffälligen Zuschauer – und damit sind nicht nur Kinder und Jugendliche gemeint.«

Zielgruppe ansprechen. Die Bewertung von gewalthaltigen Medienangeboten, wie sie in den Jugendschutz- und Zensurbehörden vorgenommen wird, hängt sehr stark von aktuellen Debatten und öffentlichen Diskursen ab, in die sie eingebettet sind. Den Horrorvideos wurde in den 1980er-Jahren in Großbritannien – und auch in Deutschland – eine bestimmte Bedeutung im Rahmen der politischen und kulturellen Diskurse als Teil der nationalen Kultur zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt zugeschrieben (ebd., S. 256). Aber Kultur ist ein dynamischer Prozess, sie verändert sich – und damit auch die Bedeutung von Gewaltdarstellungen in den Medien.

Prävention statt Kontrolle

Die Kritiker der Wirkungsforschung zur Mediengewalt gehen davon aus, dass es weniger um die Inhalte der Gewaltdarstellungen geht, sondern darum, wer aus welchen Motiven heraus Mediengewalt nutzt, um was damit zu machen. Die klassische Wirkungsforschung stellt daher die falschen Fragen. So ist es auch kein Wunder, dass Grimes u. a. (2008, S. 91) feststellen, dass die meisten dieser Studien fehlerhaft sind. Sie seien „theoretisch undiszipliniert, opportunistisch begründet und empirisch verarmt, losgelöst von der technologischen und sozialen Realität, in der sie erscheinen, historischer

nur Kinder und Jugendliche gemeint. Die Ursachen für gewalttätiges Verhalten in der sozialen Realität sind vielfältig. Mediale Gewaltdarstellungen können eine Rolle spielen, müssen es aber nicht. Es geht aber nicht nur um eine andere Forschung, die andere Fragen stellt, sondern auch um Medienerziehung: „Medienerziehung ist der direkteste und effektivste Weg aus dem Mediengewalt-Dilemma. Lernen über Mediengewalt und die Funktionsweise gewalthaltiger Repräsentationen kann helfen, die negativen Konsequenzen, die sie möglicherweise hervorrufen, zu minimieren“ (Trend 2007, S. 122).

Folgt man den Kritikern der traditionellen Gewaltwirkungsforschung, dann ist es an der Zeit, radikal umzudenken, sowohl in der Forschung als auch im Jugendschutz. Denn es geht darum, nicht mehr nur „symbolische Politik“ und „symbolische Forschung“ zu betreiben, um den Ängsten der weißen Mittelschicht zu begegnen, sondern darum, alle Mitglieder der Gesellschaft zu gemeinschaftsfähigen, kompetenten Individuen zu machen. Dazu bedarf es auch einer Gewalterziehung, denn: „Nur wer sich seiner eigenen Aggressionen bewusst ist und sie in einem sozial angemessenen Rahmen ausleben darf, wird später auch zu gewaltfreien Konfliktlösungen in echten Streitigkeiten fähig sein“ (Hartmann 2007, S. 238). Dem ist nichts hinzuzufügen.

Literatur:

Abel, M.:
Violent Affect. Literature, Cinema, and Critique after Representation. Lincoln/London 2007

Boyle, K.:
Media and Violence. London u. a. 2005

Egan, K.:
Trash or Treasure? Censorship and the Changing Meanings of the Video Nasties. Manchester/New York 2007

Grimes, T./ Anderson, J. A./ Bergen, L.:
Media Violence and Aggression. Science and Ideology. Los Angeles u. a. 2008

Hartmann, T.:
Schluss mit dem Gewalt-Tabu! Warum Kinder ballern und sich prügeln müssen. Frankfurt am Main 2007

Kirsh, S. J.:
Children, Adolescents, and Media Violence. A Critical Look at the Research. Thousand Oaks u. a. 2006

Sternheimer, K.:
It's Not the Media: The Truth about Pop Culture's Influence on Children. Boulder, CO 2003

Trend, D.:
The Myth of Media Violence. A Critical Introduction. Malden, MA u. a. 2007

Dr. Lothar Mikos ist Professor für Fernsehwissenschaft an der Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) »Konrad Wolf« in Potsdam-Babelsberg und Prüfer bei der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).

